Blätter
für
Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Mittwoch den 20. März 1839.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.) № 23.

Der Ober-Zobelfänger.

Ein sibirisches Jagdstück französischer Helden, von Freimund Ohnesorgen.

(Fortsetzung.)

Bald in den ersten Tagen liefen Klagen ein über den Kapitän, daß er nicht gut spüre, und die besten Zobel entweichen ließe, weil er immer nach dem Ostroschok zurückblicke.

Der Oberzobelfänger selbst war dagegen mit dem Polen, der ihm gut zur Hand zu gehen wußte, und schlau den listigen schwarzen Fuchs schon beschlich, sehr zufrieden.

Der Italiener, der ein gutes Messer führte, rückte gar nicht mit in die waidmännischen Gefahren, sondern hatte durch die Protektion der Mutter den Posten als Ausbalger des Wildprets erhalten.

Nach kurzer Lehrzeit bezog Jeder eine ausgestorbene Balagane oder Jurta, erhielt ein eigenes Schwebehaus und mußte nun die Jagd auf eigene Hand versuchen.

„Ventre saint gris!“ fluchte der Oberzobelfänger: „Alles verdient schon sein Baumrindenbrod durch den Fang; der Sappeur selbst hat schon zwei Wölfe todtgeschlagen, aber der Kapitän noch nicht einmal eine sibirische Spitzmaus erwischt. Doch wovon kommt das? immer sitzt er in Gedanken und blickt nach dem Ostroschok, sieht nicht, was um ihn her vorgeht, so daß er selbst nächstens von den Raubthieren gefangen wird.“

„Er ist krank und matt von der schmalen Kost, ich werde ihn pflegen müssen,“ meinte mit Theilnahme das mitleidige Mädchen.

„Nichts da,“ schalt der Alte, „Jeder fängt selber seinen Braten und muß die am Tribut fehlenden Felle abfasten. Was wird der Baschkir sagen? — Der hält sich an mich. Jetzt ist noch die beste Jagdzeit; was soll erst werden, wenn die monatlangen Nächte kommen, wo die Sonne gar nicht an den Horizont tritt?“ — „O für mich geht hier die Sonne nicht unter,“ meinte hier entschuldigend der Kapitän.

Das Mädchen senkte verlegen den Blick.

Bald aber änderte es sich mit dem Kapitän; es schien plötzlich ein Funke der Kunst in ihm aufgegangen zu seyn; er hatte die besten Schlingen und Lockspeisen, die zweckmäßigsten Gruben und Fallgitter und kehrte aus den einsamsten Fernen mit der reichsten Beute heim.

„Ventre saint gris!“ rief staunend der alte Oberzobelfänger, „der hat auf einmal eine Spürnase bekommen und ein herrliches Revier entdeckt.“

„Ihr solltet ihm doch einmal nachspüren,“ rieth der neidische Pole.

„Der ehrliche Deutsche soll mich begleiten,“ meinte der Oberzobelfänger, der mir eines Morgens befahl, mit ihm zu gehen.

Auf Umwegen schlichen wir dem Kapitän nach, bis in das dichte Gebüsch.

„Hätte ich doch nicht gedacht, daß hier in dieser Gegend ein so guter Wechsel wäre,“ meinte der Alte; „aber — Ventre saint gris!“ — unterbrach er sich, „da sitzt er ja ganz offen oben auf einem Schneehügel! Wenn die Zobel auch nicht so scharfe Augen, die Hermeline kein so scharfes Gehör und die schwarzen Füchse auch nicht so gute Witterung hätten: sie müssen ja Wind von ihm bekommen.“

Noch stand der Alte und staunte voll Neugier, welche Fangmethode er hier anwenden würde, als etwas quer über das Schneefeld dem harrenden Jäger entgegen eilt. — Was konnte es für ein dummes Thier seyn, das ihm so gerade in's Netz ging? — Mehr und mehr näherte es sich; nun wurde es sichtbar. — Ein weißer Bär — wahrhaftig! und oben darauf — „Ventre saint gris!“ — das war ja Tschuktschena-Franziska, die sich hinunterschwang und welcher der Jäger entgegeneilte.

Ich war besorgt für das Pärchen, glaubte, daß eine zärtliche Scene entdeckt und verrathen würde, und rieth dem Alten, jetzt dazwischen zu treten und nach der Ursache ihres Erscheinens zu fragen. Er aber wollte nach dem Rath der Madame die ganze Fanggeschichte belauschen, weil sonst die Weiber immer Ausreden hätten. Das Mädchen aber deutete ihrem Bären an, auf dem Schneehügel Wache zu halten, nahm Netze und Schlingen und huschte dem unkundigen Jägersmann nach den Punkten voran, wo nach ihrer Meinung der Hermelin sitzen, der Zobel wechseln, der schwarze Fuchs seinen Strich halten, oder auch wohl ein Rennthier der Aesung nachgehen mußte. Sie stellte ihm die Fallgitter an die Gruben, legte die Schlingen in den Schnee und streute die Lockung nach den Netzen. Sie zeigte ihm Alles, so und so, wie er es machen solle, dieß und jenes. Und er gab genau Acht und hatte tausenderlei zu fragen und versprach mit freundlichem dankenden Blick, Ehre zu machen seiner lieben Meisterin. Sie lächelte ihm gar lieblich und hold und nickte ein trauliches Lebewohl, bis auf baldiges Wiedersehen, sprang auf den Rücken ihres getreuen Metschau und eilte, daß Locken und Mähnen weheten, zum Ostroschok zurück.

Vollkommen befriedigt mit diesem Benehmen, bis auf einige Abschiedsreden, welche hätten wegbleiben können, kehrte der Oberzobelfänger nach seinem Fangstand zurück. Er verlangte weiter nichts, als daß die geschickte Lehrerin doch dem polnischen Edelmann, der auf diese Nachricht von Lernbegierde entbrannte, auch Unterricht ertheilen möge.

Tschuktschena-Franziska aber hatte einen Tag keine Zeit, den andern zu viel Geschäfte und die folgenden Tage kam immer etwas dazwischen, denn sie müsse zu neuen Fangleinen noch Hanf spinnen.

Der eifersüchtige Pole meinte, sie spänne nicht Hanf, sondern eine Liebe mit dem Kapitän an; allein der Alte glaubte nicht, daß sein adeliges Blut sich je so weit gegen Bürgerliche vergessen könne.

Auch erklärte die Mutter, es sey nöthig, daß sie zu Hause im Ostroschok den goldgelben Italiener ein wenig unterrichte, damit er beim Ausbalgen nicht immer die

Felle zerschneide, wenn sie fortjage und er ihr nachblicke. Er müsse lernen das Wild zu zerlegen, so gut, wie das Mädchen die Kunst verstehe. Das Mädchen aber hatte gar viel zu thun, um Netze zu stricken, denn die Zeit rückte ja heran, wo wegen des Pelzwechsels die Jagd geschlossen werden sollte, und die Fischzüge auf dem Flusse und der Seehundsfang in dem Meerbusen Czaunskaja beginnen sollte, um Stockfische dörren, Häringe im Wasser der Salzseen aufbewahren und Seehundsfett auf das ganze Jahr ausbraten zu können.

Der Italiener wußte aber Madame verständlich zu machen, daß das Mädchen nicht Netze für die Fische, sondern für den Kapitän stricke, wenn sie nach den Revieren ihm nacheile, und ihm Speise und Trank bringe.

Das war der Mutter gar nicht recht, und sie wäre mit dem Italiener gern auf Kundschaft nachgeschlichen, wenn dieser nicht zu viel Respekt vor dem Bären gehabt, und er den ehrlichen Deutschen nicht dazu als passender vorgeschlagen hätte.

Bald sah ich Madame Tschuktscha-Pompadour, in der Fülle ihrer Liebenswürdigkeit, vor mir durch den Schnee watscheln. Nach geraumer Zeit kamen wir an und schlichen in die Nähe. Traulich saßen Jäger und Jägerin am verborgenen Orte, ganz geeignet — den Zobel zu fangen. Er zeigte ihr die Stücke, die er gefangen, nach ihrer Lehre, zählte sie ihr vor und bat zur Belohnung für seinen Fleiß um einen Kuß für jedes, und sie zahlte ihm redlich Stück für Stück, nur um ihn zu ermuthigen zu reicherem Fang, damit er der Erste, der Beste sey unter Allen und bei dem Vater den Polen, bei der Mutter den Italiener verdunkle.

Ich räusperte mich aus Besorgniß, eine doppelte Bezahlung möchte die Lauscherin erzürnen; allein Jäger und Jägerin hörten mich so wenig, als das Brummen des wachehaltenden Bären.

Madame hatte auch genug gesehen. Wenn sie auch die Industrie entschuldigte, mit welcher die Tochter den Pelzerwerb zu erhöhen suchte, so war ihr der Preis, den sie Stück für Stück gewährte, doch zu reich. Ja, wenn es der goldgelbe Italiener gewesen wäre; so aber begriff sie den Geschmack der Tochter nicht und rieth ihr Genügsamkeit im Pelzerwerb an.

Der gewandte Pole und der Italiener spürten viel nach dem verbotenen Zobelfang, allein der Kapitän und der Bär wurden von Beiden gleich gefürchtet. Der Pole wollte den Ersteren zum Zweikampf auf Leben und Tod fordern, das aber wollte der Vater nicht. Der Italiener wollte den Letztern vergiften, das aber wollte die Mutter nicht. „Seyd auf Eurer Hut," warnte ich heimlich das Pärchen. Aber unbekümmert zog schon immer früh der schwarzlockige Jäger aus, und die blondlockige Jägerin jagte hin und her über das Feld, und mit Augen der Eifersucht schauten der Pole und der Italiener nach.

In einer Schneehöhle des Waldes, geborgen vor dem eisigen Nord, der mit den dichten Schneeflocken jagte und stöberte, saß das Pärchen und rückte näher zusammen, denn es war so kalt. Zu ihren Füßen lag der Bär behaglich in dem Unwetter und leckte die blutige Schnauze. Er hatte eben einige Wölfe zerrissen, welche den unvorsichtigen Jäger erspäheten, und hielt treulich Wache. Alles war ruhig und still in der Natur und in ihrem wilden Leben. Wind und Schneetreiben und die reißenden Thiere waren vorüber. Die Zobel und Hermeline krochen wieder aus ihrem Bau und fraßen unangefochten die Lockspeisen fort. Da brummte der Bär und blickte mit dem roth glühenden Auge empor. Der Jäger griff nach Pfeil und Bogen, die Jägerin aber hielt ihn sanft zurück und sprach: „Laß nur, der treue Metschau wird uns sicher schützen." Und Metschau wurde wieder still; das Wild fraß ruhig die Lockspeisen, die Jägerin streichelte die dunkeln Locken des Jägers, und der Jäger schloß die Jägerin innig an die Brust. Die Sonne sank hinter die fernen Eisberge, und der Bär in den tiefen Schnee; der Jäger und die Jägerin auf der Moosbank aber umschlangen sich und sanken dahin in einen seligen Kuß, in den ersten Traum der wundervollen Mysterie zweier Herzen. Auch in der kalten Zone glüht die Liebe, auch unter Eis und Schnee findet sie ihr Eden. Und als sie wieder erwachten, da waren sie so froh, so glücklich; da waren sie wie die Kinder und nannten sich Du.

„Heißt das Zobel fangen?" rief da der Oberzobelfänger, der erzürnt vor die Hütte trat.

„Heißt das Fangleinen spinnen und Fischnetze stricken?" rief eben so die folgende Madame Tschuktscha-Pompadour.

Das erschrockene Paar sprang empor. Gegen solche Ueberraschungen hatte der treue Bär nicht gewacht. Auch schuldlose Liebe fürchtet das Auge der Welt. Eben das Geheimniß ist das Süße des Herzens, die Entdeckung raubt der verbotenen Seligkeit den ersten Zauber. Das liebliche Kind der Natur stand verlegen und erröthend vor denen, die sonst die Liebsten ihres schuldlosen Herzens gewesen, das sie jetzt einem Fremden mit offenen Händen entgegengetragen. Der Geliebte ihrer Seele trat frei vor die Erzürnten hin, gestand den Bund, den sie geschlossen, und bat um die Hand der Mädchens, das ihm sein Herz geschenkt.

Das aber war gerade ganz gegen den Sinn der beiden Eltern, wenn gleich jeder dabei verschiedene Gründe hatte.

Der stolze Marquis und Oberzobelfänger sah die Verschiedenheit der Geburt als eine von der Natur gezogene Scheidewand an. Mochte der Mann Kapitän seyn, in wessen Diensten er wollte, so war er doch nicht von Familie. Wenn nun auch über die Geburt von Tschuktschena-Franziska einiges Dunkel verbreitet lag, so war sie doch sein adeliges Fleisch und Blut, für das er durch Dispensation vom Papste wegen seines Ehebundes, und durch Legitimation von den Bourbons den Adelsbrief mit allen Ahnen zu erwirken hoffte. Er achtete und schätzte den Kapitän, er versicherte ihm sein Wohlwollen, seine Gnade, aber eine Mesalliance wollte er nie zugeben. Eher würde er sein Kind einem Barbaren anvertrauen, wäre es nur ein Edelmann, wie zum Beispiel der Pole.

Wenn nun auch Madame Tschuktscha-Pompadour gar nicht der Meinung ihres magnatischen Eheherrn war, so fand sie doch ihrer Tochter Geschmack so abgeschmackt, daß sie sich offen gegen den Weißhäutigen erklärte, obgleich sie einst selber einem solchen Mann, eben um des gänzlichen Mangels der safrangelben Farben willen, sich angeschlossen hatte. Sie bestand darauf, wenn die Tochter keinen guten Tschuktschen haben solle, müsse sie wenigstens den goldgelben Italiener nehmen.

Der Kapitän mochte noch so viel gegen Papst und Bourbons einwenden, von den neueren Ansichten im vorurtheilsfreien Frankreich noch so begeistert sprechen, der Alte wollte von dem Allen nichts wissen.

„Und wäre dem wirklich so, wie Ihr sagt," sprach er, „so lebe ich hier fort in der alten guten, pudergrauen Zeit zur Ehre meines Stammbaums."

„Aber," wendete der Kapitän ein, „wenn er kommen wird, uns zu erlösen, der siegende Held, der große Kaiser —"

„Bleibt mir mit Eurem Napoleon vom Leibe," warf der Alte entrüstet ein, „er wird Euch nicht nobilitiren."

„Und er kann ihm keine gelbe Haut überziehen," fügte die Frau, zu der Tochter gewendet, hinzu.

Man trennte die Liebenden. Der Kapitän mußte den Vater in das Revier, das Mädchen die Mutter nach dem Ostroschok begleiten. Beiden wurde ihre Thorheit auseinander gesetzt, und der Pole und der Italiener erhielten besondere Aufträge, ein wachsames Auge zu haben, während ihren Hoffnungen Raum gegeben ward.

Nur aus der Ferne sahen sich die Liebenden; ich überbrachte ihnen die gegenseitigen Grüße und, unterrichtet von dem Vorhaben des Vaters und der Mutter, warnte ich sie vor den Ränken und Kniffen des muthigen Polen und der Falschheit des Italieners. Still und einsam zog er aus seiner Jurta, an dem Krystallschlößchen vorüber, aus welchem zwei Aeuglein durch Thränen ihm nachblickten. Der Italiener erschien, sie zu trösten; der Pole kam, in ihrer Einsamkeit ihr Gesellschaft zu leisten.

„Ich bin nicht einsam," sprach sie, „denn — mein Eisbär ist bei mir, und gegen falsche Freunde ist er mitunter schlimm."

Die vielen Wintermonde vergingen, die wenigen Sommerwochen kamen. Die Sonne stieg höher am Horizont und schmolz den Schnee, in dessen Fluth sich der Eisbär badete. Der Oberzobelfänger erklärte die Jagd in allen Revieren nun für geschlossen. Die wilden Hunde wurden in Freiheit gesetzt, um selber ihrer Nahrung nachzugehen.

Der in Majak kommandirende Baschkir erschien, den Pelztribut einzufordern. Mit dem Ueberschusse wurden von Hunden gezogene Schlitten, von einigen Tschuktschen geführt, nach Majak gesendet, um dort das aus dem fernen Süden kommende Brod von gequetschter Gerste und Birkenrinde, und für den Thran den Birkensaft einzutauschen. Durch den leichten Sommerschnee im wärmenden Moos begannen, mit ihren rothen und gelben Blättern, die sibirische Kohlrübe und der Meerrettig hervorzubrechen.

Nachdem der Fluß, unter mancherlei Kämpfen mit den dauernden Nachtfrösten, zur Fischerei aufgeeist war, erklärte der Marquis-Oberzobelfänger und Befehlshaber des Ostroschoks: es sey Sommer! —

Jetzt wurden die Netze geworfen, die Angeln ausgehängt, um den Kaviar des Störs zu gewinnen, den Stockfisch dörren und die Häringe in den kleinen Salzseen für das nächste Jahr aufbewahren zu können.

Tschuktschena-Franziska ruderte geschäftig in ihrem von Sträuchern geflochtenen und mit Rennthierhäuten überzogenen Kahn auf der dunkelblauen Fluth, in welcher ihr Eisbär schwelgte, der auf den treibenden Eisschollen tanzte, und herrliche Mahlzeiten aus den abgeschnittenen Köpfen der großen Fische hielt. — Sie mußte dem Polen beim Fangen, und dem Italiener beim Dörren dieß und jenes zeigen, doch fand sich auch hierbei Gelegenheit für ihren schwarzlockigen Fischer, sich zu nahen.

Ich suchte den Sappeur und den Conscribirten zu gewinnen, ihrem Landsmanne und Hauptmann beizustehen.

Die einsamen Plätzchen, wo die Liebe gern ihre seligen Stunden feierte, beschützte der treue Bär gegen die umherschwärmenden Raubthiere; auf den stolzen Vater und die geschmacklose Mutter sollten die beiden Freunde achten; ich selbst, der ehrliche Deutsche, als ein Vertrauter beider Parteien, wollte auf den Polen und den Italiener ein wachsames Auge richten.

„Was will denn der hochadelige Wolkenriecher und Aetherschnüffler und die alte Tschuktschin mit dem gelb angestrichenen Lederzeuge mehr als Euch, Kapitän?" sprach der alte Sappeur.

„Schmäht nicht die guten Leute," entgegnete der Hauptmann, „es hat jeder seine eigenen Begriffe von dem, was er Glück der Erde nennt."

Der Sappeur fluchte und schüttelte den Kopf, aber er war zum Dienste bereit mit seinem Leben.

„Wäre nur nicht der verwünschte Eisbär dabei," meinte der Conscribirte, „der wird fortwährend meine Augen von andern Gegenständen nur auf sich lenken."

„Das treue Thier!" sprach, dem Bären schmeichelnd, das zarte Mädchen, „haltet ruhig die Hand hin, er wird sie küssen."

„Bleibt mir mit der Bestie vom Leibe!" rief der Conscribirte, der, ohne dessen Ergebenheitsbezeugungen, zu dieser Partei sich bekennen wollte.

Da saßen sie am Ufer des Flusses, geborgen vom Schlee, der seine Knospen kühn in der eisigen Luft entfaltete, umprangt von Wintergrün, umduftet von den Schneeglöckchen, umgeben von den gelben und rothen Keimen der nordischen Ceres, die durch das weiße Leichentuch des Winters aus der erwärmenden Erde hervorbrachen. Auf dem farbigen, weißen Moos saßen sie traulich Arm in Arm. Auf der Eisscholle, zu ihren Füßen, wachte der treue Bär gegen die Feinde der Wildniß, der Sappeur und der Conscribirte blickten vom ferneren Ufer nach dem Ostroschok, wo ich den Verrath bewachte.

Sie ruhten bei einander plaudernd, aber der Fischfang stockte; die kleinen Fische fraßen die Köder von den Angeln, die großen Störe zerrissen die Netze und die Seebunde hoben die Köpfe aus der Fluth empor und blickten mit großen, gelben Augen nach dem stillen, trauten Plätzchen hin.

Oft wiederholte sich diese glückliche Stunde, die Schleeblüthe duftete süß, wie die Liebe, und das Wintergrün flüsterte trauliche Worte, die Schneeglöckchen nickten freundlich und die Keime der Winterkräuter schillerten in allen Farben der Iris auf dem blendend weißen Schnee, der in den Strahlen der Sonne zu tausend Thränen zerschmolz.

Oft und lange blickten sie sich in's Auge und sprachen, was sie schon so oft einander sich gesagt. Und wie glücklich waren sie! — Ach, die Liebe zieht den Himmel auch in die Oeden der Erde hinab!

„Ventre saint gris? werden hier Backfische gefangen?" rief da endlich einst der Alte dem Kapitän zu, indem er mit seiner Frau von verschiedenen Seiten vor die zärtliche Gruppe trat. (Forts. folgt.)

Der Paßgänger.

Skizze aus der Zeit Heinrichs IV.

1.

Die Sonne war schon längst hinabgesunken, als Hr. v. Créqui und der Herzog von Guise, welche im Hotel Crequi, unfern des Louvre, in der Straße Poulies zusammen soupirt hatten, noch beim Kartenspiele saßen, und sich dieser Beschäftigung mit großer Leidenschaftlichkeit hingaben, ohne an den Schlaf zu denken. Beide waren eifrige Spieler, und weit mehr als das Abendessen hatte das Spiel ihr heutiges, spätes Beisammenseyn veranlaßt.

Das Hotel de Crequi, welches Hr. v. Crequi von der Familie de Senlis gekauft hatte, war im Jahre 1603 noch nicht gänzlich ausgebaut worden, weil das zum Bau erforderliche Geld fehlte, so daß ein großer Theil des weitläufigen Gebäudes sich noch kaum unter Dach befand.

Hr. v. Crequi hatte ungeheure Summen im Spiel verloren, so daß er unmöglich seinem Stande gemäß hätte leben können, wenn ihm nicht sein Schwiegervater Antoine de Bonne ein Geschenk von 200,000 Thalern gemacht hätte, nachdem er sich das Versprechen von ihm hatte geben lassen, nie wieder spielen zu wollen. Herr v. Crequi hielt wenigstens in sofern Wort, daß er nie in Gegenwart seines Schwiegervaters spielte; aber die Spielwuth beherrschte ihn so sehr, daß er stets von Paris, wohin er sich unter allerhand Vorwänden begab, mit leerem Beutel zurückkehrte. Deshalb blieb sein Hotel unbewohnt und unbewohnbar. — Wenn er dort nur von zwei oder drei Bedienten begleitet abstieg, bewohnte er nur einige Gemächer, die wenigstens Thüren und Fenster, Tapeten und Möbel hatten. Er brachte keine Pferde mit sich, und der kleine Paßgänger, den er während seines Aufenthalts in Paris zu reiten pflegte, befand sich stets unter der Aufsicht eines Stallknechts, der zu gleicher Zeit Wächter des Hotels war.

Die Reisen des Hrn. v. Crequi waren weit häufiger und ausgedehnter, als man es in Grenoble glaubte, wo seine Gattin wohnte, Madeleine v. Bonne, welche nur für die Erziehung ihrer Kinder lebte; bald schob er eine Jagdpartie, bald einen Befehl des Königs, bald eine Inspektion bei seinen Pächtern, bald einen Zweikampf, bald eine Wallfahrt vor, um nur Grenoble oder die Armee verlassen zu können. Er eilte dann nach Paris so schnell er konnte, und lebte dort ganze Monate lang in der größten Stille, ohne den Hof zu besuchen; erst am Tage seiner Abreise erschien er im Louvre, um sich bei dem Könige zu beurlauben, so als ob er erst am vergangenen Abende angelangt sey.

Dieser geheimnißvolle Aufenthalt in dem verfallenen Hotel aber, wo ihn nur wenige Personen besuchten, hatte natürlich die Medisance geweckt, und man flüsterte

sich in's Ohr, daß vielleicht auch die Liebe an dieser seltsamen Lebensweise ihren Antheil haben könne. Ein Laquai aus dem Hotel Longueville, welches sich dicht neben dem Hotel Crequi befand, versicherte sogar, daß der Einsiedler jede Nacht auf seinem kleinen Paßgänger ausreite, nur von einem einzigen Diener begleitet, welcher ihm mit einer Fackel vorleuchte.

Karl, Hr. v. Crequi, von einem alten Geschlechte aus der Picardie, lächelte indessen über diese Beschuldigung eines Liebeshandels, zu welchem sein Alter und seine Gestalt nur wenig sich eigneten, trotz der großen Sorge, die er seiner Toilette widmete. Er zählte damals mehr als vierzig Jahre; der rauhe Dienst aber in den Kriegen der Ligue, die Wunden, die er dabei erhielt und die rastlose Aufregung des Spielers steigerten noch mehr seine natürliche Häßlichkeit, welche selbst sein Benehmen nicht vermindern konnte. Narben und Runzeln bedeckten sein Antlitz, welches durch eine gewaltige rothe Nase beleuchtet wurde, während eine schwarze Perücke seinen Mangel an Haupthaar verbarg. Sein Schnauz- und zugespitzter Kinnbart aber straften durch ihr Grau die Farbe seines Haupthaares Lügen.

Dieser Edelmann kleidete sich indeß mit einer Sorgfalt, welche sein Bestreben verrieth, irgend einer Dame zu gefallen.

Karl von Lothringen, Herzog von Guise erinnerte an seinen erlauchten Vater nur durch die charakteristischen Züge, welche alle Prinzen von Lothringen auszeichneten, durch seinen stolzen, durchdringenden Blick, seine gewölbte Stirn, und seine edle und gebietende Physiognomie. Uebrigens dachte er nicht daran, den Ruhm des Hauses Lothringen noch durch eigene Thaten zu vermehren; er lebte nur für die Liebe, das Spiel und die Tafel. Zwar war er tapfer, wie seine Vorfahren, aber er zeigte seine Tapferkeit mehr gegen Ehemänner, als gegen die Feinde des Königs.

Heinrich IV. bemerkte mit Verdruß, daß sich dieser Abkömmling eines so berühmten Geschlechts einer so unwürdigen Lebensweise hingab. Der Herzog v. Guise suchte übrigens seine so schöne, edle Gestalt durch keinen prachtvollen Anzug noch mehr hervorzuheben; er zeigte sich stets höchst einfach gekleidet, in schwarzer Tracht, ohne Mantel, mit der weißen Schärpe.

„Ein guter Rath ist besser als zwei schlechte, mein armer Hr. v. Crequi," nahm er jetzt, indem er seine Karten weglegte, zu seinem Mitspieler gewandt, das Wort, „hören Sie auf meine Worte, spielen Sie heute nicht mehr, ein Unglücksstern waltet über Ihnen, Sie haben in den letzten drei Tagen große Summen an mich verloren, Dame Fortuna scheint Ihnen nicht zu lächeln, mein armer Hr. v. Crequi."

„Ich verdoppele den Satz!" rief heftig sein Gegner, indem er eine handvoll Thaler in das sammetne Spielkästchen warf.

„Sie werden sich noch an den Bettelstab bringen, mein armer Herr v. Crequi," sprach der Herzog von Guise, indem er die Karte gab, und eine Tanzmelodie trällerte.

„Unbesorgt, unbesorgt!" versetzte Herr v. Crequi, „Coeur ist Trumpf."

„Desto schlimmer für Sie, mein armer Hr. v. Crequi, ich habe drei Trümpfe in der Hand, und also die Partie gewonnen."

„Bei allen Teufeln, ja! Noch einmal, das Blatt wird sich wenden!" —

„Bei meinem Degen! ich plündere Sie aus, mein armer Hr. v. Crequi."

„Desto besser," versetzte der unglückliche Spieler, indem er Karte gab. „Wenn ich mein Hemd verspiele, wird sich der König um so eher der Wunden erinnern, die ich in seinem Dienste empfing, und die er mir niemals bezahlt hat."

„Da sehen Sie, daß ich Recht hatte, mein armer Hr. v. Crequi; lauter Trümpfe, ich habe schon wieder gewonnen!" —

„Traun, Sie sind ein Liebling Fortuna's," murmelte Hr. v. Crequi vor sich hin, indem er berechnete, wie viele Goldstücke er noch übrig hatte.

„Ich wiederhole es, hören Sie auf zu spielen, mein armer Hr. v. Crequi!"

„Sollte man nicht glauben, daß es Ihr Geld sey, welches ich verliere!" fuhr der Verlierende auf.

„Wie viel Uhr ist es denn?"

„Neun Uhr, oder zehn, oder eilf, was kümmert uns das? Sie bleiben, so lange ich noch ein Goldstück besitze!"

„In Gottesnamen, denn ich habe keine Eile, aber noch einmal, ich warne Sie, mein armer Hr. v. Crequi."

„Morbleu, ich bin arm, und mache kein Geheimniß daraus!" rief Hr. v. Crequi, indem er ungestüm die Karten unter einander warf, und einen herausfordernden Blick auf seinen Mitspieler richtete; „da Sie, mein Herr, aber nicht zu der Zahl meiner Gläubiger gehören, werde ich nicht dulden, daß Sie mir immer und ewig meine Armuth vorwerfen."

„Wenn Frau v. Crequi wüßte, wie Sie Ihre Nächte zubringen — —" lächelte der Herzog von Guise.

„Wenn Sie Ihre Zunge nicht mäßigen, mein Herr!" unterbrach ihn der unglückliche Spieler, „werden wir diese Nacht verbringen, indem wir unsere Degen mit einander messen."

„Nicht doch, nicht doch," besänftigte der Herzog v. Guise, „wenn Sie durchaus darauf bestehen, daß ich Sie Ihrer letzten Ducaten berauben soll; mir kann es recht seyn, ich halte, was Sie wollen."

„Hier ist in der That der Rest meiner Börse," sprach Hr. v. Crequi, indem er dreißig Goldstücke auf den Tisch zählte, und dabei die möglichste Gleichgültigkeit affectirte, um seinen Ruf als nobler Spieler aufrecht zu erhalten.

„Verliere ich dießmal, habe ich keinen Sous mehr, um meine Rückreise nach Grenoble zu bezahlen."

„Wir sind ja keine Juden, mein Hr. v. Crequi," versetzte der Herzog v. Guise, „ich habe Ihnen zwei Tausend Goldstücke abgewonnen, und mache mir ein Vergnügen daraus, sie Ihnen als Darlehn anzubieten."

„Ich leihe nie von Kavalieren, mein Herr Herzog, denn ich habe die Gewohnheit, meine Gläubiger auszuprügeln, wenn sie ihr Geld wieder verlangen."

„Das ist ein Anderes, dann werde ich mich wohl hüten, Ihnen etwas zu borgen, mein guter Herr v. Crequi."

„Was zum Henker, Herr, berechtigt Sie, mich mitleidsvoll bald arm, bald gut zu nennen! Nennen Sie mich kurzweg Hr. v. Crequi, ohne Beinamen, wenn ich bitten darf. Jetzt aber Acht gegeben auf das Spiel, hier ist Ihre Karte. — Bei allen Teufeln, schon wieder verloren! Hier ist der Rest meines Geldes!" und mit einem unterdrückten Seufzer schob der Verlierende seine letzten Goldstücke dem Herzog v. Guise hin, welcher sie zu den übrigen in seinen breiten sammetnen Gürtel steckte, in welchem er sein Gold aufbewahrte.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Ein Büchsenschmied in Manchester, Namens Conway, hat für einen Gutsbesitzer in der Umgegend ein ungeheures Jagdgewehr verfertigt, das überhaupt 9 Fuß 6 Zoll lang und 100 Pfund schwer ist. Die Länge des Laufes ist 8 Fuß, der Durchmesser seiner Mündung 1¼ Zoll, das Gewicht des Laufes 60, des Schaftes und Schlosses 38, des Ladestockes 21 Pfund. Das Gewehr ist zur Jagd auf Geflügel bestimmt und schießt in eine Entfernung von 1500 Fuß mit 30 Unzen Pulver 3 Pfund Schrot. Das Gewehr wird in einem Boote angebracht.

Sonderbare Todesart. — Ein Fürst hatte sein Vergnügen an einer wundergschönen Perle von ziemlicher Größe, mit welcher er oft zu spielen pflegte, dieselbe aufwarf, und mit dem Ohre auffing. Einst aber fiel ihm die Perle zu tief ins Ohr, und konnte nicht wieder herausgezogen werden. Dies verursachte ein Geschwür im Haupte, an welchem der Fürst sterben mußte.